

Muß sich die Jagd den Interessen und Bedürfnissen der Wildtiere unterwerfen?

Jagd ist spezifisch menschlich

Die Jagd habe sich künftig noch mehr oder ausschließlich an den Interessen des Wildes und seiner Lebensräume zu orientieren, lautet eine „Botschaft“ zahlreicher Verbände und unkritischer Politiker. Tut sie das? Kann sie das? Ein persönliches Plädoyer.

Dr. Kurt Menzel

Am Röhrlauf auf Schalenwild in einem stadtnahen Hochwildrevier. Es ist Ende Oktober, und Rehböcke haben Schonzeit. Einem Jäger kommt ein Sechser der deutlich einen Vorderlauf schont. Nach einigem Zögern entschließt sich der Jäger zum Schuß und erlegt den lauffranken Bock. Es gab unter den Jagdteilnehmern keine Zweifel, daß der Abschluß (trotz Schonzeit) nach dem Gesetz („... Vermeidung unnötiger Qualen...“) gerechtfertigt war.

In einem anderen Fall ließ ein Jagdgast einen älteren Damhirsch unbeschossen, obwohl diesem ein offenbar steifer Vorderlauf mit einer gut sichtbaren Verdickung im Sprunggelenk ersichtlich zu schaffen machte.

Der Jagdleiter hatte ältere Schauler ausdrücklich nicht freigegeben, mit dem Hinweis, daß ältere Damhirsche nach der Brunft häufig einen Lauf schonen und diese zumeist nicht schwerwiegenden Verletzungen in aller Regel ausheilen. Der Jäger wandelte auf dem schmalen Grat zwischen den Erfordernissen des Tierschutzes und jagdgastlicher Zurückhaltung. Er war aber froh, als er erfuhr, daß der lauffranke Hirsch einige Tage nach der Jagd erlegt würde.

Doch war es wirklich im Interesse des Hirsches, erschossen und damit von mehr oder weniger schwerer Pein erlöst zu werden? Oder lag sein wirkliches Interesse nicht vielmehr darin, auch mit einer – nicht lebensbedrohlichen – Verletzung am Leben zu bleiben? Völlig un-

abhängig davon, ob der Tiersechsz an sich als Staatsziel in das Grundgesetz aufgenommen wird (WuFl 25/1999), spielt in der Jagdpraxis verantwortungsvoller Jäger der Grundsatz, Wildtieren so wenig Leiden und Schmerzen wie möglich zuzumuten, seit Ende der landesherrlichen Jagd und mit Beginn der Aufklärung zum Ende des 18. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle.

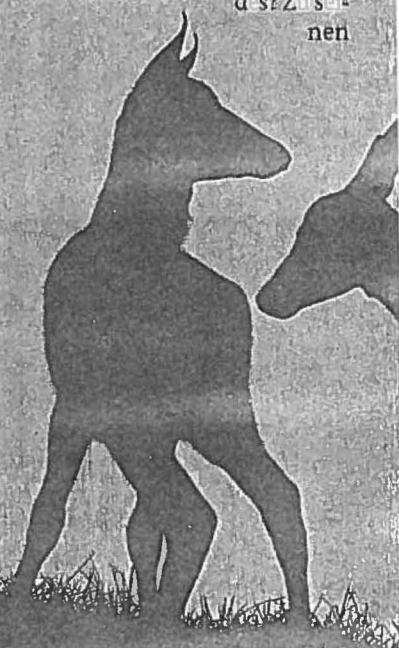
Über den Tierschutz hinaus wird heute jedoch mehr und mehr gefordert – vielfach aus den Reihen der Jägerschaft selbst – man möge doch bei der Jagd mehr als bisher oder sogar ausschließlich die „Interessen“ des Wildes berücksichtigen und die der Jäger in den Hintergrund rücken. Nicht allein bei der Form der Jagdübung, sondern bei

der Jagd schlechthin wird dieser Ansatz eingefordert. Häufig werden diese populistischen Forderungen einfach dahergesagt oder geschrieben, ohne daß konkrete Vorgehensmaßnahmen dargelegt werden, wie „das“ im einzelnen zu geschehen habe oder funktionieren könne.

Die Jagd und die Ansprüche oder Interessen des Wildes sind von Haus aus Gegensätze. Nach der jagdwissenschaftlichen Definition von Professor Dr. Kurt Lindner (*) ist die Jagd „eine von Menschen ausgeübte zweckbewußte, in der Regel auf Tötung gerichtete Verfolgung jagdbarere Tiere unter Verwendung von Hilfsmitteln und unter Wahrung der Entkommenchancen der verfolgten Ojekte“. Klarer kann man den Begriff „Jagd“ kaum definieren.

Was aber sind die Interessen des Wildes? Zuerst sind...

Die Jagd des modernen Menschen hat mit dem Beutemachen tierischer Räuber kaum etwas gemein. So ist sie sich mehr als bisher an den Bedürfnissen der Interessen der Wildtiere orientieren gilt es zunächst, diese zu definieren. Zur Befriedigung seines Sicherheitsbedürfnisses bildet z. B. Rotwild in offenen Landschaften natürlicherweise Gofrüdel. Aber wo darf es das heute noch tun?



Grundbedürfnissen zählen sicher Nahrung, Sicherheit und die Möglichkeit der Fortpflanzung. Allein diese Bedürfnisse aber stehen in einem unüberbrückbaren Gegensatz zum Interesse des Jägers, Beute zu machen und das Tier zu töten. Dieser Tod hat aber eine andere Dimension als jener in natürlichen Nahrungsketten, in denen das größere, stärkere oder geschicktere Tier ein unterlegenes tötet und frisst.

Es ist ein Kennzeichen unserer naturentfremdeten, Jugend und Dynamik verherrlichenden, modernen Stadt- und Industriegesellschaft, daß viele Menschen den Tod als festen Bestandteil des Lebens zu verdrängen suchen. Auch Jäger sind nicht frei davon. Schon früh versuchte man, die Seelen der getöteten Tiere durch Opfergaben und andere Riten zu

versöhnen oder sich vom gelegentlich aufkommenden Gewissenskonflikten mental zu befreien. Aber wie das Verhältnis vom Menschen zum Tier ist es vom Zeitgeist geprägt und – momentan versucht man das Tier zu einem fast gleichberechtigten Mitgeschöpf zu ma-

chen noch von seiner Unabänderlichkeit zu wissen. Überhaupt gibt es nach Auffassung von Verhaltensforschern keine Lebewesen, denen wir ein weitgehend vergleichbares Bewußtsein im menschlichen Sinne zuordnen könnten. So menschlich einige Verhaltens-

daß mancher Art die Jagdhunden unterstellt Beute und Anhänglichkeit letztlich nicht Ausdruck einer moralischen Verantwortung sondern eine „Pflicht“ in ihrem artspezifischen Verhaltensprogramm auf dem sie nicht aufhören können und bei entsprechender Erfahrung auch nicht wollen. Bewußtsein und wirklich komplizierte Denkvorgänge sind aber spezifisch menschliche Eigenschaften, die sich auch über unsere Sprache definieren. Versuchen Sie einmal zu denken, ohne – wenn auch lautlos – zu sprechen. Es geht nicht!

Wenn Tiere auch nichts vom Tod wissen und daher auch keine Lebensplanung im menschlichen Sinne betreiben können, so haben sie doch ein vitales Interesse daran, am Leben zu bleiben. Sie sind im soziobiologischen Sinne letztlich genetisch darauf programmiert ihren eigenen

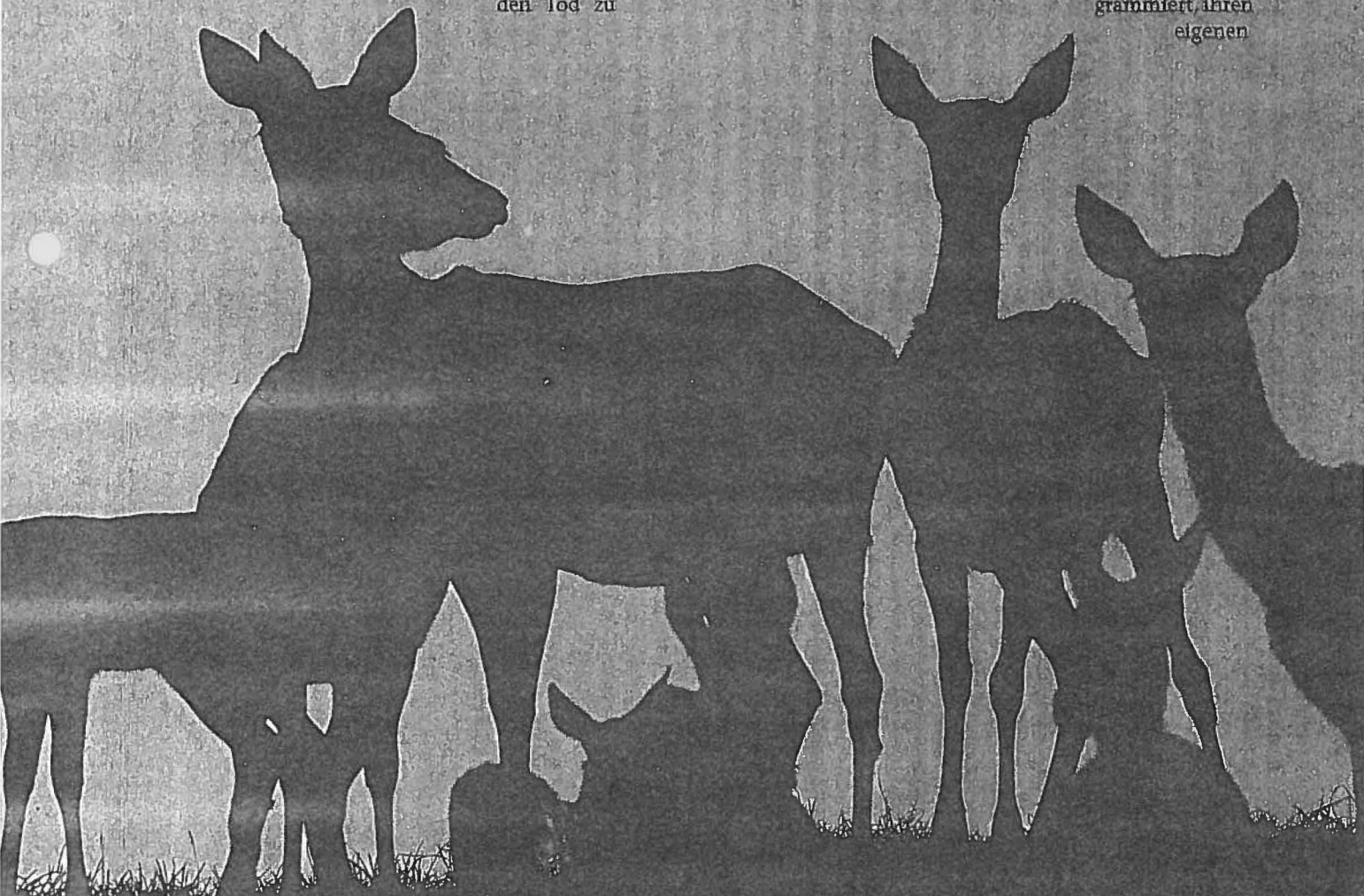
» Wildtiere sind in der glücklichen Lage, weder den Tod zu kennen noch von seiner Unabänderlichkeit zu wissen.«

Prof. Dr. Kurt Lindner

chen -, so müssen gerade Jäger die Unterschiede zwischen Mensch und Tier erkennen und sich gegenüber solcher Gleichmacherei zur Wehr setzen.

Es ist eine unbestrittene Erkenntnis, daß, wie es Professor Kurt Lindner ausdrückte, „ein Wildtier in der glücklichen Lage ist weder den Tod zu

weisen mitunter auch anmuten mögen, handelt es sich letztlich doch um instinktiv gesteuerte, angeborene Automatismen oder um relativ einfache erlernte oder tradierte Erhaltungsweisen. Die Vogelmutter füttert ihre Jungen eben nicht aus Liebe sondern weil der Sperrachen der Jungen si



Forstplanungserfolg zu maximieren.

Sonst würden sie kaum Angst vor ihren Feinden haben. Ein wahrgenommener Jäger z. B. wird als Bedrohung empfunden und löst ein entsprechendes Fluchtverhalten aus. Auch ein Schuß kann Flucht auslösen, ohne daß das Wild den Jäger wahrgenommen hat. Als ich kürzlich an einem großen Feldstück drei kleine Damwildrudel vor mir hatte und mir mit dem Schuß Zeit ließ, weil keine Elle geboten schien, fiel auf etwa 2000 Meter Entfernung plötzlich ein Kugelschuß. Die Alttiere warfen auf und wie von Geisterhand gelenkt, suchte das gesamte Wild den Wald als sichere Deckung auf. Einen für das Wild erkennbaren Kausalzusammenhang zwischen Jäger, Schuß und Tod kann sich daraus aber nicht ergeben, weil das Wild den Tod eben nicht kennt.

Wer hat es nicht schon in der Blatzzeit erlebt, daß eine Rieche oder ein Schmalreh den auf den Bock abgefeuerten Schuß gar nicht richtig vernommen hat und sich danach zögernd dem verendeten „Liebhäber“ nähert und unschlüssig herumsteht, weil sie sich dessen merkwürdiges Verhalten nicht erklären kann. Sie trauert aber nicht um den tot am Boden liegenden Gespielen, wie das zarbesaitere Jagdbelletrisdker oft darzustellen versuchen.

Als ich auf einer großen Wiese einen Frischling erlegt hatte, versuchte die Bache, ihr leblos daliegendes Junge durch wiederholtes Anstoßen mit dem Wurf zum Aufstehen zu bewegen. Hätte sie gewußt, daß der Frischling tot ist, hätte sie die Versuche gewiß nicht unternommen.

Zu einem artgemäßen Dasein (zu sein in Interessen) gehört beim Rotwild auch die Integration in eine intakte Sozialstruktur. Doch wo gibt es sie noch?

Aufmerksam beobachtet das Schmaltier eine verendete Rudelgefährtin (nicht im Bild). Zu ihrem Tod hat es keine Beziehung.

Es ist auch ein Irrtum zu glauben, daß der Aufbruch erlegten Wildes andere Tiere vom Betreten der Asungsfläche abhalte, da es auf diese Weise mit dem Tod eines Artgenossen oder eines anderen Tieres konfrontiert und beunruhigt werde. Ich habe wiederholt Rotwild neben einem frischen Aufbruch sehen, ohne daß es von den Inneren des Artgenossen Notz genommen hätte.

Wenn wir zudem auf die Bedürfnisse des Wildes kaum Rücksicht nehmen können, weil wir einen gesetzlichen Auftrag zur Erfüllung eines hohen Abschussolls haben, bleibt im Interesse des Wildes nur, ihm möglichst wenig Schmerzen, Leiden oder Schäden zuzufügen. Dies ist jedoch durch die Grundsätze der Waidgerechtigkeit sowie durch Jagd- und Tierschutzgesetze hinreichend geregelt und somit ein „alter Hut“.

Gerade in der Diskussion um Jagdmethoden ist jedoch in den vergangenen Jahren ein spürbarer Wandel eingetreten, den wir im Hinblick auf die Rücksichtnahme auf das Wild etwas näher betrachten müssen.

Zum Beispiel die

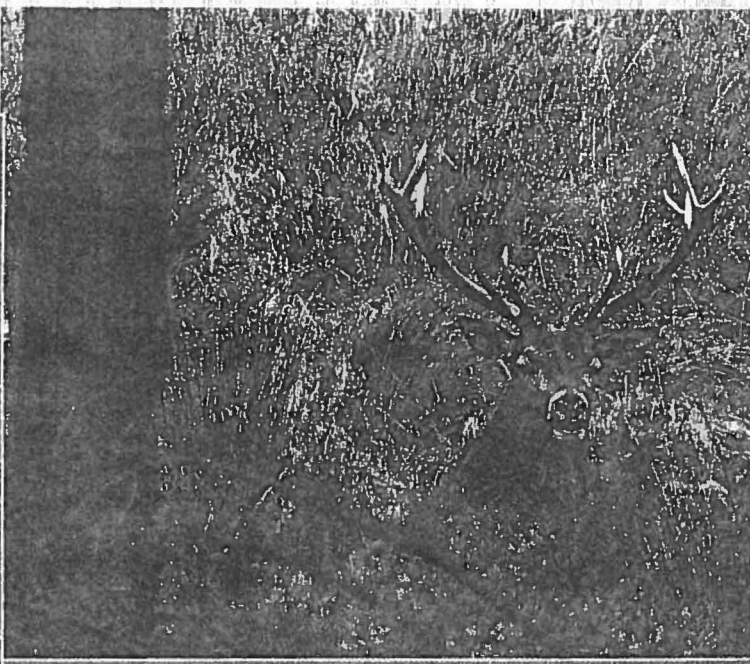
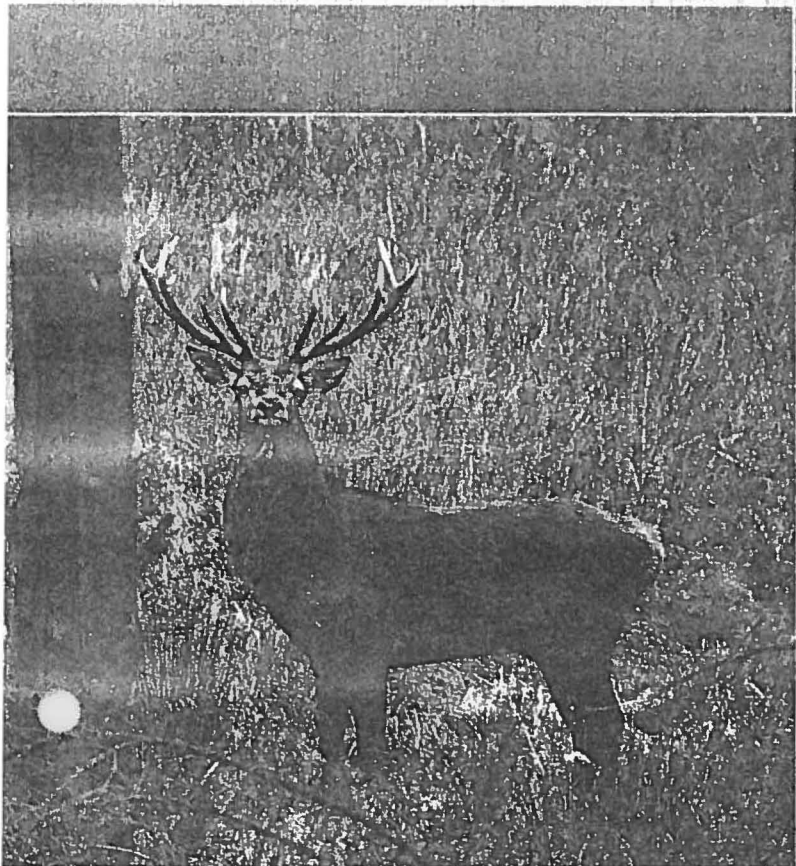


mehr und mehr und zumeist unter dem Einsatz von Hunden praktizierten großen Bewegungs- oder Anrührjagden. Dem einen bedeuten sie für das Wild keinen über die natürlichen Fluchtreaktionen und Feindvermeidungsstrategien hinausgehenden Stress. Andere sehen im Einsatz von laut jagenden, hetzenden Hunden hingegen eine nicht beschutzkonforme Jagdmethode.

Bei allem Lob über die „den Belangen der Wildtiere entgegenkommenden“ Bewegungsjagden darf aber nicht übersehen werden, daß auch sie in erster Linie menschenorientiert sind. Gesellschaftsjagden mit einer Vielzahl von Schützen sind gerade dort notwendig, wo ein hoher Schalenwildabschuß in

möglichst kurzer Zeit zu erfüllen ist. Forstverwaltungen favorisieren sie, weil dem Personal die Last hoher Abschussvorgaben genommen wird und es Zeit für die forstlichen Aufgaben gewinnt. Gemeinschaftsjagden ermöglichen weiterhin – aus welchen Gründen auch immer – eine stärkere Berücksichtigung von Jagdhelfern und -gästen.

Die mit der Verkürzung der Jagdzeiten und dem erhofften Absinken des Jagddrucks einhergehende Lebensraum-Beruhigung, verbunden mit einer besseren Raumnutzung und einer Absenkung des Energiebedarfs, ist zweifellos auch dem Wild dienlich. Doch geht mit dem Einhalten der arttypischen Aktivitätsphasen und einer regelmäßigen Asungsaufnahme vor allem eine deutlich spürbare Absenkung der Verbiß-



Ruhe und angespannte Aufmerksamkeit wechseln sich im Tagesrhythmus des Beutetieres' Rotwild und vieler anderer Wildarten bei entsprechendem Feinddruck in freier Wildbahn ständig ab. Ein gefahrloses Leben in völliger Ruhe und Ungestörtheit hat es in der Natur ohnehin nie gegeben, sich sich Beutetiere und Räuber im Lauf der Evolution nebeneinander entwickelten und formten

und Schältschäden einher – ein wesentliches Anliegen des ökonomisch denkenden und im und mit dem Wald wirtschaftenden Menschen.

Wild kennt keine Wildschäden und richtet auch keine „ökologischen Schäden“ an, es sei denn, wir definieren sie als solche. Auch wird als Argument für die wünschenswerte Tagaktivität des Schalenwildes angeführt, daß erholungsuchenden

so menschenfeindlich und (im menschlichen Sinne) grausam sein!

Was hat die Jagd im Disput der letzten Zeit über ihre Anpassung an die gesellschaftliche Entwicklung nicht alles an schmückenden Worten erhalten: ökologische Jagdwirtschaft, ökosystemgerechte Jagd, walddgerechte-, umweltgerechte sowie tierschutz- und wildtiergerechte Jagd. Welche absonderlichen

zählige Generationen darauf eingestiegen und angepaßt.

Es handelt sich hier um eine typische Verknüpfung des Unterschiedes zwischen menschlicher Jagd und dem Beutemachen tierischer Räuber. Jagd ist etwas spezifisch Menschliches. Wölfe können einzeln oder in Rudeln ein Beutetier anschleichen, ein einzelnes Tier aus der Gruppe der Beutetiere herauslösen, zu Stände hetzen, reißen und dann gemeinsam aufessen. Sie bedienen sich dabei aber nicht dem stützter, langgebender Hund, sie verfolgen ein Wildtier Rudel nicht weiter, wenn sie Beute gemacht haben, und sie umstellen weder die Umstände des Wildes noch besetzen sie die Wechseln in mehreren Staffeln mit einer Vielzahl von bewaffneten, gut getarnten Gehilfen, die letztlich dreißig oder mehr Stück Wild zur Strecke bringen. Wölfe ruhen bei ihren Beutetieren Verhelfens hervor, die mit den Folgen eines geordneten Jagdbetriebes nicht vergleichbar sind. Kaum etwas geht also mehr daneben,

als eine Bewegungsagd, noch dazu, wenn sie professionell vorbereitet und durchgeführt wird, mit dem Beutezug eines hungrigen Wolfsrudels gleichzusetzen. Und doch ist der jagdliche Blätterwald voll von diesem Unsinn.

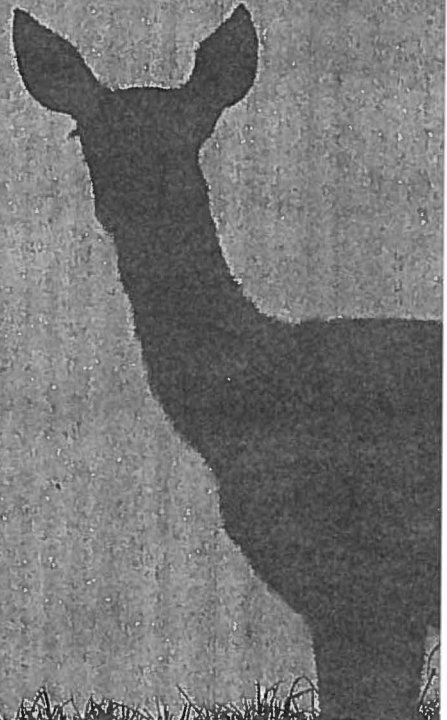
Gut organisierte Bewegungsjagden haben solche Rechtfertigungen auch gar nicht nötig! Doch sollten wir uns davor hüten

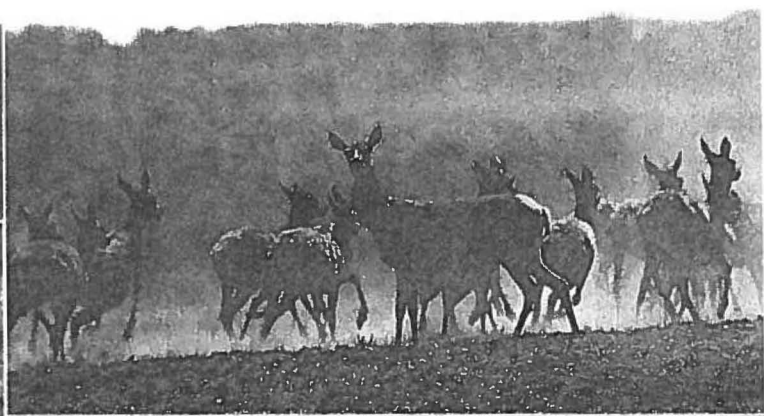
»Hoffentlich verkehrt sich die Gerechtigkeit gegenüber dem Tier nicht zur Ungerechtigkeit gegenüber uns selbst.«

Menschen wieder den Anblick von Wildtieren ermöglicht wird – auch hier steht also der Mensch im Vordergrund.

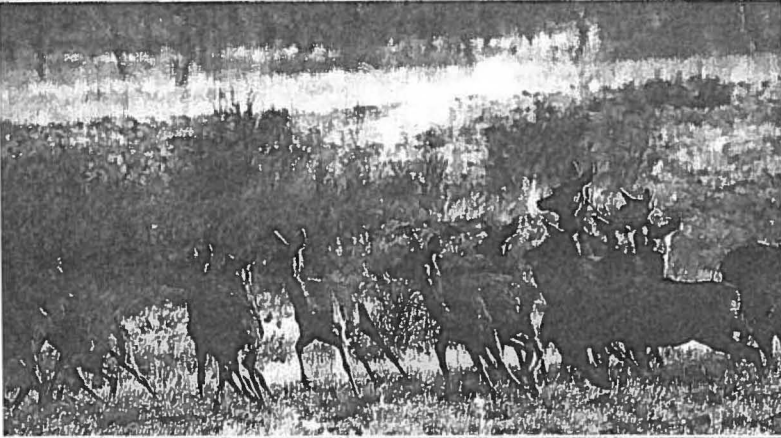
Im heutigen Sprachgebrauch wird mit Attributen wie natürlich, naturnah, ökologisch oder ökosystemgerecht zu suggerieren versucht, daß irgend etwas gut, zeitgemäß und demzufolge unangreifbar sei. „Natürlich“ impliziert heute, daß es automatisch auch gut für Mensch und Tier sei. Dabei kann die Natur

Argumente dabei gelegentlich angeführt werden, zeigt wieder um das Beispiel der Bewegungsjagd mit dem Einsatz von Stöberhunden. Um die „Naturnähe“ und „Wildverträglichkeit“ dieser Jagdart hervorzuheben, wird immer häufiger völlig unkritisch der Vergleich mit jagenden Wölfen angeführt. Auch Wölfe würden in relativ großen Zeitabständen überfallartig jagen, und das Wild sei über un-





Aus diversen Gründen sollte das Bestreben der Jagd natürlich auch sein, dem Wild größtmögliche Ruhe einzuräumen. Dennoch darf nicht vergessen werden, daß auch die Flucht vor Feinden zu seinen natürlichen Verhaltensweisen gehört. So dürfte auch die sachgerechte Jagd mit Stöberhunden objektiv kaum dem Tierschutz zuwiderlaufen



ten, wieder einmal von einem Extrem ins andere zu fallen und mit der Bevorzugung der vielen möglichen Formen der Gesellschaftsjagd die Einzeljagd, also Pirsch und Ansitz, gänzlich zu verdammen.

Betrachten wir die Einzeljagd im Hinblick auf die potentiell mögliche Störung des Wildes, so ist unstreitig, daß eine einzelne Störung das Vergrämen eines Stückes oder ein Schuß, keine nachhaltige

Wirkung auf das Wildverhalten hat. Erst die Häufung solcher Störungen kann zu spürbaren Verhaltensänderungen führen. Was bei der heute fast üblichen Ablehnung der Wildfütterung gilt, trifft auch für die rampo- nierte Einzeljagd zu: Nicht die Sache ist schlecht, sondern ihr Mißbrauch!

Inzwischen haben großräumig angelegte, revierübergreifende Anrührjagden große Verbreitung und Anerkennung gefunden – anfänglich nicht ohne Reibungsverluste. Die Auswahl geeigneter Jäger und Stöberhunde, die Anpassung der Anzahl der Schützen an die örtlichen Verhältnisse, die Festlegung von Dauer und Ablauf der Jagd, das Versorgen des Wildes, die Wildbretverwertung und vieles mehr mußten erst optimiert werden.

So hat es sich als zweckmäßig erwiesen, vor der Freigabe von Alt- und Schmaltieren auf Bewegungsjagden über den Einzelabschuß schon möglichst viele Kälber zu schließen, um das Problem der Erlegung führender Alttiere beim Rot- und Damwild abzumildern; denn wenn wir schon auf die Belange des Wildes Rücksicht nehmen sollen, dann wird es in erster Linie darum gehen müssen, das Wild selbst in artgemäßen Alters- und Sozialstrukturen leben

zu lassen. Das Wohlbefinden des Wildes hängt sicher nicht von einem „gefahrlosen Leben“ ab, das es in der Natur ohnehin nie gab, seit sich Beutegreifer und Beutetiere im Lauf der Evolution nebeneinander entwickelten und formten.

Die tierschutzkonforme Hinrichtung

Zum Schutz vor Störungen haben alle Tierarten arttypische und individuelle Verhaltensmuster ausgebildet, die es ihnen ermöglichen, die auferlegten Zwänge mehr oder minder gut zu meistern. Sie können allerdings nicht im Zustand ständiger Aggression leben. Für eine richtige Altersklassen- und Sozialstruktur tragen wir Jäger allein die Verantwortung, für die Vielzahl menschlicher Störfaktoren nur zu einem geringen Teil.

Was durch die Überbetonung des Tierschutzes und falsch verstandenen oder interpretierten Interessen der Wildtiere an Einschränkungen auf die Jagd zukommen könnte, beweisen Bestrebungen in einzelnen Bundesländern, anstelle der Bewegungsjagden die Kirrungen auf alle Schalenwildarten zuzulassen und den Abschuß an der „Futterstelle“ vorzuziehen oder vorzuschreiben. Begründet wird dieser Wandel in jägerischer Auffassung mit der Erkenntnis, daß ein Schuß auf kurze Entfernung auf ruhig stehendes Wild tierschutzgerechter sei als die

Jagd auf flüchtiges, ziehendes oder verhoffendes Wild, bei der Fehlschüsse aller Art nicht ausgeschlossen werden können. Wie diese tierschutzkonforme „Hinrichtung“ bei den nachts vorherrschenden Lichtverhältnissen bewerkstelligt werden soll, sei dahingestellt. Es fehlt dann nur noch, daß Nachtzielgeräte oder Beleuchtungskörper legitimiert oder aus Tierschutzgründen vorgeschrieben werden.

Die Freude an der Jagd, das Naturerlebnis und die nachhaltige, pflegliche Nutzung der natürlichen Ressource Wild wird als deren Rechtfertigung gar nicht mehr oder nur hinter vorgehaltener Hand vorgebracht. Und die fast völlige Konzentration der Jäger auf die Regulierung der möglicherweise zu Schaden gehenden Schalenwildarten hat zu einer bemerkenswerten Einseitigkeit im jagdlichen Handwerk geführt. Es läßt sich nur erahnen, was mit der noch stärkeren Berücksichtigung des Tierschutzes und den „Interessen des Wildes“ an neuen Einschränkungen auf Jagd und Jäger zukommen könnte.

Bleibt zu hoffen, daß die Entscheidungsträger nicht wieder in einer Art voraussetzenden Gehorsams freiwillig weitere Positionen aufgeben und daß sich die Gerechtigkeit gegenüber dem Tier nicht zur Ungerechtigkeit gegenüber uns selbst kehrt.

